Nr. 336. 43. Jahrgang.

Ausgabe für Berlin und Umgegend.
Montags-Ausgabe.

Berlin, 6. Juli 1914

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Aufstieg zur Legende.

T. W. In dem Telegramm, das er den Kindern des ermordeten Erzherzogs sandte, hat Wilhelm II. sehr schön und herzenswarm gesagt, die Liebe der Eltern lebe über das Grab hinaus. Aber wie den Kindern diese Liebe zurückbleibt, wie sie schmerzlich erschütternd und sanft umleuchtend über ihrem Denken und Fühlen liegen muß, so werden durch dieses Licht auch die tragischen Figuren Franz Ferdinands und seiner Gattin über das Grab hinaus umhellt. „Lebe für unsere Kinder!" hat der unglückliche Mann in der Umklammerung des Todes flehend gestöhnt, als er die Frau an seiner Seite schlaff, verendend, zusammensinken sah. Kein „historisches Wort" über die Zukunft Oesterreichs, das er hätte aussprechen können, hätte uns seine Menschlichkeit so nahe gebracht.

Aber es kann niemandem entgehen, daß seit dem blutroten Drama auch sonst die Gestalt Franz Ferdinands im Urteil der Zeitgenossen sich höher zu recken scheint. Es mag ein Aufstieg zu gerechterer Bewertung, es wird, vereint damit, ein Aufstieg in die Legende sein. Der Schatten, der nach außen hin über seinem Wesen lag, mildert sich durch die häusliche Helligkeit, sein zehrender Ehrgeiz gewinnt, indem die Erfüllung ihm jäh versagt wurde, eine tragische Kraft. Mit allem Kleinlichen seiner Natur und mit allem Großen seines Forderns, mit seinen Kämpfen und seinem Zusammenbruch, mit der Reinheit und den Schlacken und gerade mit dem Gemisch von alledem ist er im Grunde vollendet shakespearehaft. Man hat, fast bis in die letzte Stunde hinein, eine unendliche Menge von Anekdoten über ihn erzählt. Wer kennt nicht die Rinostraßenscherze, die noch jüngst die Runde durch Europa machten, als Franz Josef an seinem Frühjahrshusten litt? Man hat ihm auch, in den Tagen der Balkankatastrophe, eine Zielsicherheit, eine Willensklarheit zugeschrieben, die er vermutlich nicht besaß. Diejenigen, die ihn in der Nähe sahen, bekunden, er habe manchmal dem starken Geiste Conrad v. Hötzendorffs nachgegeben und manchmal, wie die anderen, zwischen Wollen und Bedenken geschwankt. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß aus der Fülle der Widersprüche und Gegensätze und aus dem Anekdotenklatsch vor allem eine Empfindung übrig bleiben wird. Die unkontrollierbare Empfindung, daß er ein Mann und nicht nur ein Erzherzog der Hoftafel gewesen ist.

In allen Nekrologen und auch in dem deutschen Regierungsnachruf wurden der Ernst und die Geschlossenheit seines Wesens betont. Das Wort Geschlossenheit trifft schwerlich zu, aber der Ernst, der zum Finsteren gesteigerte Ernst war, sobald er sich vom Familienraum abwendete, sein auffälligster Charakterzug. War es ein Ernst, der nur aus ungestilltem Ehrgeiz, aus innerer Freudlosigkeit und Verbitterung herrührte, oder einer, der von schwerem Nachdenken und tiefer Sorge kam? Beides mag sich zusammengefunden haben, aber die aufwachsende Generation wird vielleicht nur urteilen, daß Franz Ferdinand ernst und darum voll ernster Pläne war. Es gibt Zeiten, wo die ernste Miene, so unsympathisch sie scheinen mag, doch einen besonderen Wert gewinnt. Wo man sie fürchtet und wo sie doch wie ein Protest gegen das allgemeine Gehenlassen wirkt. Die meisten Zeitgenossen in Oesterreich-Ungarn haben mit bedrückter Seele der Thronbesteigung Franz Ferdinands entgegengesehen. Und doch ist es heute manchem, als gleite nun alles in das Hergebrachte mit seinen Enttäuschungen und seinen halben Tröstungen zurück.

Wenn Franz Ferdinand an all das herangegangen wäre, was er angeblich auf dem Wege vor sich sah — an die völlige Klerikalisierung, an den Bruch mit Italien, an den Trialismus und an die Aussöhnung mit dem Slawentum — dann hätte er vielleicht die Völker in eine schlimme Zukunft geführt. Vermutlich hätte er nicht alles, was man ihm andichtete, wirklich erstrebt und unternommen, hätte er nicht so viel Fahnen entfaltet, hätte auch er nach den Notwendigkeiten des Tages regiert. Es kann auch geschehen, daß der neue Thronfolger, durch die große Aufgabe geschult, geistige Eigenschaften und Talente entfalten wird, die niemand heute ahnt, und er mag weit mehr sein als nur ein brillanter Reiter, ein liebenswürdiger Kavalier und ein Schütze, der dort, wo der andere die Kreaturen mit ungemütlicher Hast zusammenschoß, die Gemse und die Sau mit fescher Fröhlichkeit jagt. Er mag weit mehr sein, als nur ein „leutseliger Herr" und ein Repräsentant jener Gemütlichkeit, die ein bißchen Schiffbruch erlitten hat — und er wird doch in manchem kritischen Augenblick unter dem stummen, verstummten Nebenbuhler zu leiden haben: unter dem Vergleich mit dem gefürchteten Franz Ferdinand. Denn er wird, welche Eigenschaften er sonst auch besitzen mag, zu einer Gattung gezählt, die man kennt oder zu kennen meint, Franz Ferdinand aber schien das Unbekannte, das Andersartige, das Unberechenbare zu sein. In jeder Krisis, in jeder Gefahr werden die Leute fragen: was hätte Franz Ferdinand getan? — und mitunter wird der Gedanke flüsternd sich ausbreiten, der ernste, unpopuläre Menschenverächter hätte die notwendige Faust des Staatslenkers, hätte die allein rettende Art, das allein heilende Mittel gehabt. Die Verzweiflungstränen seiner Kinder haben sich auf den beiden Särgen zu Perlendiademen gefügt, und keine Kaiserkrone hätte das Menschliche dieser Eltern so umlichten können, wie sie. Und wenn Franz Ferdinand nicht, wie er heiß erträumt hatte, für die Geschichte schaffen konnte, so bleibt seinem Namen doch ein dauernder Schimmer beschert. Wir wissen nicht, wie die Geschichte sein Bild gezeichnet hätte, aber die Legende wird auf seiner Seite stehen.

Endgültige Annahme des liberalen Wahlabkommens für Sachsen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Dresden, 5. Juli.

Der heute hier abgehaltene Vertretertag der nationalliberalen Partei Sachsens hat nach längeren Beratungen das liberale Wahlabkommen, wie es der von beiden Parteien eingesetzte Ausschuß vorschlug, gegen wenige Stimmen genehmigt. Damit ist die Meinungsverschiedenheit, die wegen des sechsten ländlichen Wahlkreises Spremberg bestand, zugunsten der Fortschrittlichen Volkspartei beseitigt, die nunmehr in diesem Kreise einen Kandidaten aufstellt. Das Abkommen ist somit von allen zuständigen Parteiinstanzen gutgeheißen und damit perfekt geworden. Die Hoffnungen rechts und links, daß es noch an dieser letzten Klippe scheitern möchte, haben sich nicht erfüllt, und man kann sich dessen freuen; denn eine gemeinsame liberale Front wird bei den nächsten Landtagswahlen notwendig, wenn der Gesamtliberalismus endlich auf die politische Entwicklung mehr Einfluß gewinnen will. Weiter wurde beschlossen, auf dem Vertretertag der nationalliberalen Partei Deutschlands in Köln zu beantragen, daß die Sonderorganisationen sich aufzulösen haben.

Eine Warnung vor der albanischen Fremdenlegion.

Prenk Bibdodas Geldforderungen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Durazzo, 5. Juli.

Da gestern wieder 27 in Wien angeworbene Reichsdeutsche als Freiwillige hier eingetroffen sind, fühle ich mich verpflichtet, **alle Deutschen vor einem Zug nach Albanien zu warnen.** Nach Ansicht der hiesigen militärischen Kreise ist dem Fürsten nicht zu helfen, denn nur mit einer Truppe von wenigstens viertausend Mann könnte ein erfolgversprechender Vorstoß gewagt werden. Zur Erhaltung einer solchen Truppenmacht fehlt es aber an Mitteln, und die Freiwilligen gehen einem trostlosen Elend entgegen. Die Lebenshaltung ist kostspielig; es fehlt selbst an Unterkunftsmöglichkeiten; Betten und ähnlicher Luxus sind natürlich überhaupt nicht vorhanden. Im übrigen erscheint es noch sehr fraglich, ob die Mächte ihre Zustimmung zur Bildung einer albanischen Fremdenlegion geben werden. Die Lage wird von Tag zu Tag hoffnungsloser. Die Holländer sehen die Möglichkeit einer Rettung nur noch in einer internationalen Intervention. Prenk Bibdoda ist heute mit großem Gefolge zu Schiff hier eingetroffen, begleitet von dem Bischof der Mirditen, und bei dem Finanzminister Philipp Noyoja abgestiegen. Er will dem Fürsten auseinandersetzen, warum er sich eigentlich zurückgezogen habe. Angeblich sollen die Malissoren Bibdodas linke Flanke nicht geschützt haben, so daß er zum Rückzug aus diesem Grunde gezwungen gewesen sei. Er will allerdings nur gegen Bezahlung von 100 000 Francs von neuem mit 1500 Mann vom Norden her vorgehen, also seinen Raubzug wiederholen, und er schlägt vor, der Fürst solle nach Skutari kommen, da dort fünfzehntausend Mann aufgestellt werden könnten; dem steht gegenüber, daß, wenn der Fürst Durazzo verläßt, dieser Hafenplatz gegen die Aufständischen nicht mehr gehalten werden könnte. Hier eingetroffenen Meldungen zufolge soll Starowa von den Rebellen besetzt sein. Die Lage von Koritza erscheint dadurch sehr bedroht. Montag findet in Argyrocastro eine große Versammlung statt, die über die Abmachungen von Korfu hinsichtlich der südalbanischen Grenze Beschlüsse fassen soll. Hier wird angenommen, daß sich die Versammlung gegen das Abkommen aussprechen wird. Koritza soll von den Epiroten eingenommen worden sein. Drei holländische Offiziere, Major v. Hollen, Hauptmann Doorman und Leutnant Malinkurodt, sollen angeblich gefangen genommen sein.

Das Werbebureau für die albanische Legion in Berlin.

Bevorstehende Proteste gegen die Anwerbung der Ausländer.

In unserer gestrigen Morgenausgabe haben wir mitgeteilt, daß sich in Berlin ein Komitee unter der Leitung eines deutschen Hauptmanns und eines Konsuls a. D. gebildet hat, das ausländische ausgediente Soldaten als Freiwillige für Albanien anwerben will. Dadurch, daß das Komitee Ausländer anwirbt, vermeidet es zwar die Gefahr, mit dem § 141 des Strafgesetzes in Konflikt zu kommen, der bestimmt: „Wer einen Deutschen zum Militär-

Rennen, Kleider und Feste.

Von [Nachdruck verboten.]

Emil Ludwig (London).

Ascot verhält sich zu Derby wie das Oberhaus zum Unterhause. Derby ist eine Volksangelegenheit, Ascot ist der eleganteste Tag der Saison. In der Woche von Ascot kümmert man sich noch weniger um die Pferde, man wettet noch mehr, — aber am Donnerstag sieht man nur die Kleider.

Ascot liegt eine Stunde von Windsor, und der König kommt mit der Königin in der Staatskarosse angefahren, mit Reitern und Lakaien und mit sehr viel Rot. Er fährt nicht vor der Tribüne vor, er biegt vorher in die Rennbahn ein und bietet uns das Schauspiel auf dem grünen Rasen entlang zu fahren, zwischen dem Wagenplatz und den Tribünen. Diesmal zeichnete er sich durch den hellsten Zylinder von London aus: er war beinahe weiß, und sein „Volk" konnte ihn daran unter Tausend erkennen, wie eine Armee die Stellung des Königs an seiner Standarte erkennt. In Wahrheit hatte aber niemand für das Königspaar Zeit, man kam ja nur wegen der Kleider, und die Königin gilt nicht als besonders schick.

Die Pariser Parole: Schwarz, Weiß und Blau hat sich nicht lange gehalten, es gab alle Farben. Wie man weiß, ist die Mode gegenwärtig daran, sich vom Rokoko zum Freiballon zu entwickeln. Leider sitzt der Ballon in zwei Drittel Höhe, von oben gerechnet, und dies ist besonders für die Engländerin verderblich. Weil sie viel Sport treibt, macht sie gern lange Schritte und kann sich in die Zierlichkeit nicht finden, mit der die Pariserin die Mode von 1914 illustriert. Außerdem trägt sie häufig vernünftige Schuhe und stolpert leicht, wenn sie goldene Absätze tragen muß, die die Höhe griechischer Kothurne bei weitem überschreiten.

Dagegen begreift die englische Dame mit Leidenschaft die reizende Idee, sich am Nachmittag mehr und mehr auszukleiden. In Ascot gab es Schleier, die vorgaben, Kleider zu sein, und Ausschnitte, die sich vergebens unter Schleiern zu verleugnen suchten. Die Arme aber waren nur noch eingeschleiert. Alles trägt Taft und alles trägt Tunika, aber furchtbare Visionen segelten wie böse Träume vorbei: uralte Fregatten in rosa Taft mit grünen Madeirastpitzen, die nach Art der Priesterroben in Etagen herunterfielen, auf dem Kopfe einen Sechsmaster, auf dessen einem Ende sich ein aufwärts gestellter doppelter Reiherbusch rhythmisch wippend bewegte. Es gab eine Königin der Nacht, die eigentlich nur noch ein langes schwarzes Seidencape trug, es gab ein türkisfarbenes Schreckbild, dessen Ausschnitt selbst nach den Forderungen der königlichen Oper in Berlin für mehrere deutsche Damen ausgereicht hätte. Es gab drei schwarze Frachtschiffe, die in glühender Sonne unverdrossen ihre Capes spazieren führten. Die Tartüfferie einer Engländerin, die auch an diesem Renntage von ihrem Diamantenkreuz sich nicht zu trennen vermochte, rächte sich dadurch, daß das Kreuz im Gehen die Stelle wechselte, bis die pralle, bräunende Sonne mehrere helle Kreuze als Silhouetten auf diesem frommen Busen schuf.

Vor allem aber gab es Schirme! Nachdem einige Hüte sich jetzt zu Schirmen entwickelt haben, mußten die logischen Schirme anfangen, die Rolle der Hüte zu übernehmen. Schirme wie aus altchinesischen Operetten, Schirme wie Ballonhüllen, die eben aufgehen wollen, Schirme wie die Dächer von Zeitungskiosken, Schirme wie Badepavillons, Schirme mit applizierten, handgestickten Schmetterlingen, Schirme mit langen trauernden Tressen —, Schirme, wie sie Beardsley geschaut hat, wenn seine Phantasie ohne Hemmung steil in die Luft ging. Und wenn auch alle diese Schirme sich mit Berufung auf ihre Winzigkeit entschieden weigerten, Schatten zu geben, so verhüteten sie doch wenigstens, daß irgend jemand ein Pferd sah, wenn dieser barocke Wunsch in ihm aufstieg.

Die schönsten unter allen diesen Frauen waren zwei Inderinnen. Sie trugen die kostbaren Parsee-Schals halb über den Kopf gezogen, und ihre Bräune schien in der brennenden Sonne ganz natürlich. Aber über den Köpfen trugen sie zwei ganz kleine Schirme, genau geformt, wie Modelle indischer Pagoden. Sie hatten dieses Sinnbild ihrer Kultur auf dem Umweg über Paris erworben.

*

An seinem Geburtstag nimmt der König die Parade der Life-Guards ab. Ein großer Platz zwischen Whitehall und dem Park ist abgesteckt. Tribünen sind errichtet, ein paar hundert Menschen passieren mit Karten, die jetzt schwer erlangbar sind, wegen der Furcht der gegenwärtigen Regierung dieses Landes vor den gegenwärtig regierenden Frauen dieses Landes. Die Life-Guards ziehen auf, die Infanterie mit den riesigen Bärenmützen, geführt von sechs schottischen Musikkorps, die, wenn die Regimentsmusik pausiert, zur Begeisterung aller Briten den Dudelsack spielen. Die Kavallerie sprengt auf den Platz, mit den herrlichen griechischen Helmen.

Dann kommt langsam der König mit seinem Stabe, und man sah den großen deutschen Militärattaché den kleinen japanischen neben sich verdunkeln. Neben dem König ritt der Duke of Connaught, sein Bruder, der aussieht wie König Eduard ohne Bart, und hinter ihm Lord Roberts, den manche Deutsche nicht leiden können, weil er für sein Vaterland gegen die Buren focht. Er ist klein, wie der König, eine Reiterfigur, das weiße Haar quillt aus der Mütze, der weiße Schnurrbart zieht quer durch das rötlich braune Gesicht, das Auge ist hellblau: angelsächsischer Typus. Vom König bekommt man fast gar nichts zu sehen, denn die Bärenmütze, die er offenbar recht ungern trägt, deckt von oben die Stirn zu, und von unten schneidet die Kette durch das Gesicht, die das englische Militär nicht unter dem Kinn, sondern unter der Unterlippe festmacht.

Bemerkungen eines Laien beim Défilé: ein ganz langsamer Marsch, nach einem Menuett ausgeführt, an unseren langsamen Schritt erinnernd, aber als Paradeschritt benutzt. Dreimaliges Defilieren der Musikkapelle, allein; sie spielt die Musik zur Arie des „Figaro": „Dort vergiß leises Flehen ..." Dreimalige Wiederholung der Nationalhymne an drei verschiedenen Punkten des Programms, alle Engländer ziehen den Hut, der König grüßt. Sämtliche Pferde erstklassig, auffallend viele Rappen.

Der König hat sich neulich zum erstenmal am Schluß der Parade an die Spitze seiner Leibgarde gesetzt und sie beim Victoria-Memorial der Königin vorgeführt. Das ist neu. Aber in Wahrheit führt er sie nicht, wie wir das gewohnt sind, er reitet nur mit seinem Stabe langsam voran. Hier und während der Parade mußte man beobachten, wie das alles nicht Leidenschaft des Königs ist, sondern nur Teil seines Metiers, den er pflichtgemäß erfüllt. Der Kaiser reitet bei der Parade zuweilen unerwartet in die hintersten Glieder der Schwadronen — plötzlich reitet er neben einem erschrockenen Gemeinen. Der Kaiser gibt auch die Reihenfolge und selbst das Tempo des Vorbeimarsches erst eine halbe Stunde vor Beginn der Parade an. Hier dagegen ist alles ein trefflich klappendes Schauspiel angeworbener Leute, und wenn man aus dem Tor von Whitehall tritt, sieht man große Bilderbogen angeschlagen, die die Annehmlichkeiten des Dienens darstellen, den Kaffee, das Bett, die Auszeichnungen: „Die Royal Army and Navy sucht Teilnehmer".

Zwischen so vielen Zeichen der Ueberlegenheit im Gesamtgefühl einer fremden Nation atmet der Deutsche erleichtert auf, wenn er in Whitehall an Tempelhof denkt ...

*

Der nächste Tag war der Tag der Königin-Witwe Alexandra. Zwanzigtausend weißgekleidete Mädchen haben in London Millionen von kleinen Heckenrosen zum Besten der Hospitäler verkauft. Alle Menschen hatten plötzlich einen Orden und es schien, alle Menschen waren heiter. Die Mädchen waren meistens hübsch, aber schön war nur eine einzige, und das war die 69jährige Königin Alexandra.